



- Startseite
- Haus
- Bibliothek
- Vikariat
- FEA
- Pastoralkollegs
- Prädikanten
- Ev.Theologie II (M.Th.)
- Arbeitsstelle Gottesdienst**
- Ziele
- Beratung
- Bildungsangebote
- Gottesdienstpreis
- Impulse
- Tipps
- Kontakt
- Stiftung
- Gebetsnetz
- Bei uns tagen...
- Förderverein
- Kontakt
- Newsletter
- Links
- Impressum

Bräutübergabe?!

Ein Impuls zur liturgischen Arbeit mit Paaren

Bräutübergabe?!

Impuls zur liturgischen Arbeit mit Paaren

Helmut Wöllenstein / Lutz Friedrichs

I. Auf der Hochzeitsmesse

Schon bereits vor knapp 100 Jahren hat der Praktische Theologe Friedrich Niebergall die Chance der Kasualien darin gesehen, das Evangelium „konkret, fassbar und praktisch“ werden zu lassen (1912, 955).

Diese Chance ist geblieben. Nur die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen haben sich stark geändert. Das wird bei der Trauung mit Händen greifbar.

Hochzeitsmesse in Kassel im Januar 2010: Paare flanieren von Stand zu Stand. Sie lassen sich das etwas kosten: 9,- € Eintritt pro Person. Es können Hochzeitskleider anprobiert, Einladungskarten gestaltet, Torten und Gebäck gekostet werden. Ein Rollce Royce lässt besonders die Männerherzen höher schlagen.

Nicht nur wir als Kirche haben einen Stand. Auch das Standesamt: Es wirbt mit einer Hochglanzbroschüre und preist verschiedene Arrangements für eine Märchenhochzeit in Kassel an – vorbei sind die Zeiten, in denen die Trauung in einer verstaubten oder nüchternen Amtsstube vollzogen wurde: Hochzeit im Bergpark, im Planetarium oder beim Kerzenschein. Alles ist möglich. Und nichts ist zu teuer für diesen Tag.

Sind wir als Kirche hier richtig? Neben dem Standesamt als neuem Eventbüro? Wie schwer es fällt, sich auf diese neue Rolle einzustellen, zeigt sich auch daran, dass es nicht leicht ist, jemand von uns Kirchenleuten für den „Standdienst“ zu gewinnen: Sollen wir wirklich für unsere Trauung werben?

II. Co-Inszenierungen – oder: Umbrüche in der Traupraxis

Die Hochzeitsmesse hat durchaus symbolischen Wert: Sie steht für die Anforderung, ein neues Selbstverständnis als Kirche zu entwickeln: Die Menschen müssen nicht zu uns kommen, sondern wir gehen auf die Menschen zu.

Im Fall der Trauung zeigen sich die Umbrüche in der kirchlichen Kasualpraxis besonders deutlich. Was uns hier konkret begegnet, ist die Anforderung, sich dem gewachsenen Anspruch an „Co-Inszenierung“ (Kristian Fechner) zu stellen. Drei Aspekte sind zu bedenken:

1. Trauung ist heute mehr denn je Entscheidung eines Paares – und nicht mehr primär Konvention. Paare fragen deshalb nach dem, was eine evangelische Trauung ausmacht. Sie zeigen sich verunsichert, weil sie nicht wissen, was eine Trauung zu einer evangelischen macht –

und empfinden Kirche – sei es Projektion, sei es tatsächliches Erleben – nicht selten als eine, in der vieles vorgegeben und nicht anfragbar ist.

2. Trauung ist stark der Konkurrenz ausgesetzt. Konkurrenz erwächst nicht nur von Seiten des Standesamts, sondern auch von Seiten der freien Ritualbegleiterinnen und Ritualbegleiter.

Diese nehmen ihre Aufgabe in der Regel engagiert wahr und beraten verantwortungsvoll, wie die Trauung zu einem schönen Fest werden kann. Vielleicht ist das die entscheidenden Differenz zu uns: Eine Trauung ist für uns Pfarrerinnen und Pfarrer, pointiert gesagt, immer auch, weil wir einer Botschaft verpflichtet sind, „unsere“ Trauung – für die Ritualbegleiter hingegen bleibt es die Trauung ihrer Kunden. Sie zeigen eine Form der Gelassenheit, die professionell wirkt und Spielraum für Gestaltung schafft.

3. Die Trauquote ist stark gesunken. Über die Ursachen wird viel gerätselt. Zu vermuten ist, dass eine zentrale Ursache in unserem Image liegt: Kirche steht für eine „alte“ Institution – im durchaus zwiespältigen Sinn: Für die einen eine Institution, die für Verlässlichkeit, Feierlichkeit und Segen für die Familie steht; für die anderen hingegen verbindet sich mit Kirche Rückständigkeit, Inflexibilität und Festgelegtsein auf Werte, die nicht mehr der Wirklichkeit entsprechen.

An der Trauung „spalten“ sich, nicht nur empirisch gesehen, die Geister, und es sind nicht zufällig vor allem die „Kirchennahen“, die sich heute noch trauen lassen.

III. Liturgische Arbeit mit den Paaren

Es ist insbesondere die Trauung, die verstehen lässt, dass in der Kasualpraxis so etwas wie ein kritisches Einfühlungsvermögen nötig ist. Einfühlungsvermögen insofern, als es darum gehen muss, die Paare in ihrer Situation zu verstehen, sie wahrzunehmen und ihre Überlegungen zu würdigen. Kritisch insofern, als die Menschen von uns erwarten, auch ein Gegenüber zu sein.

Paare mit kritischem Einfühlungsvermögen zu begleiten bedeutet nicht, sich ihren Bedürfnissen einfach auszuliefern. Im Gegenteil, es sind gerade diese Leute, die von uns ein klares Profil erwarten. Sie erwarten ein Gegenüber, nicht starr, sondern neugierig, nicht abweisend, sondern kommunikativ. Die Leute sollen von uns nicht über ihr Leben belehrt werden. Vielmehr geht es darum, ihren Fragen mit einem Ritual der christlichen Tradition einen Raum zu geben, der deutlich macht: Hier darf ich sein, mit dem, was ich bin; und hier erlebe ich etwas, was mich über meinen eigenen Horizont hinausweist.

Dabei erhöht Beteiligung die Identifikation und die Bereitschaft, hinzuhören und sich für etwas ansprechen zu lassen, was neu, auch, was fremd ist. Von daher wird die Gestaltung der Trauung immer so etwas sein wie eine „liturgische Arbeit mit den Beteiligten“ (Kristian Fechtner).

IV. Brautübergabe mit kritischem Einfühlungsvermögen gestalten

Was bedeutet kritisches Einfühlungsvermögen für den Umgang mit dem Ritual der Brautübergabe?

Es steht exemplarisch für den inzwischen hohen Einfluss der Medien auf die kirchliche Gottesdienstpraxis. Soll

dieses Ritual aufgenommen oder muss es gar aus theologischen Gründen abgelehnt werden?

Der Befund ist erstaunlich: Ein germanisches Trauritual aus der „Muntehe“, das nicht verdächtig ist, die Speerspitze des feministischen Fortschritts zu sein, wird – offensichtlich besonders von Frauen – für ihre Trauerzeremonie eingefordert, auch wenn sie wissen – oder „aufgeklärt“ sind, woher dieses Ritual kommt und was es einmal bedeutet hat.

Im Mittelalter hatte dieses Ritual traukonstitutive Bedeutung. So fasst eine Formel aus dem 12. Jahrhundert diesen Akt so zusammen: „Hiermit übergebe ich euch mein Mündel zu Euren Treuen und Gnaden und bitte euch um der Treue willen, mit der ich sie euch anvertraue, dass ihr ihr rechter Vormund seid und ihr ein wohlwollender Vormund seid und dass ihr kein schlechter Vormund seid noch werdet (Schott, bei: Fischer 2004, 339f).

Sind hier die patriarchalen Implikationen mit Händen zu greifen, sind sie in der Trauhandlung heute nicht mehr in dieser Weise eindeutig. Konrad Fischer sieht in dem Bedürfnis nach diesem Ritual auch kritisch-intellektueller Frauen nicht nur den Einfluss der Medien wirksam, insbesondere des amerikanischen Kinos, sondern auch einen Hinweis darauf, ein rituelles Defizit zu kompensieren, ein Ritual der Trennung. Der als problematisch empfundene Fokus: „Trennung der Frau von ihrem Vater“ ist für Fischer Anlass, pastorale Kritik an einem angeblich patriarchalen Ritualmuster auf den Kopf zu stellen – angesichts dessen, dass der Bräutigam in diesem Ritual tatsächlich oft verloren wirkt, eine durchaus anregende Sicht: „Ich unterstelle [...]: Genau in der Wahl dieses Ritus weiß sich die Frau als Herrin des Verfahrens. In bruchloser personaler Identität als Frau wählt sie den Mann, der sie führt, und sie wählt den Mann, dem sie sich übergeben lässt. Im Konflikt zwischen den beiden Männern, von denen sie sich als Frau beansprucht weiß, wählt sie ein konfliktminimierendes Übergaberitual, in welchem sie selber jederzeit die Mitte bzw. das Subjekt der Handlung bleibt.“ (Fischer 2004, 350f)

Mag man dieser Deutung zustimmen oder nicht, es bleibt die Frage, wie mit dem oft hartnäckig vorgetragenen Wunsch nach diesem Ritual umzugehen ist. Kritisches Einfühlungsvermögen käme hier so zum Zug, dass das Ritual akzeptiert, aber – in welche Richtung auch immer – demokratisiert wird, und zwar in einem Prozess gemeinsamen Entwickelns.

Was hier von Pfarrerinnen und Pfarrern gefordert ist, ist nicht nur eine Kenntnis der Tradition, sondern auch von liturgisch-choreographischen Varianten, die als Impuls für das gemeinsame Nachdenken wirksam werden können. So muss das Ritual nicht (schroff) abgelehnt oder (innerlich grollend) hingenommen werden, sondern kann gemeinsam ausgehandelt werden.

Wie kann so etwas konkret aussehen?

Der traditionelle Vorgang – Braut wird vom Vater durch den Mittelgang nach vorn geführt – lässt nach der Rolle und der Positionierung von Bräutigam und Liturg im Raum fragen: Stehen Bräutigam und Liturg bereits am Altar und schauen (verlegen) wartend dem Einzug von Braut und Vater zu?

Besser:

Bräutigam und Liturg stehen rechts und links vor den ersten Bankreihen nahe am Mittelgang. Die Braut wird bis hierhin vom Vater durch den Mittelgang begleitet, ab hier gehen Braut und Bräutigam gemeinsam weiter durch den Chorraum zum Altar, der Liturg geht voran.

Oder:

Nur der Liturg steht wartend vor der ersten Bankreihe. Die Braut wird vom Vater durch den Mittelgang begleitet. Der Bräutigam geht zeitgleich von der Seite aus, aus einem Seitenschiff los und kommt zur Mittelachse. Dort treffen sich Braut und Bräutigam und gehen gemeinsam weiter, Liturg voran, zum Altar.

Oder:

(wenn der Raum sehr schmal ist und sich kein Weg von der Seite aus ergibt):

Der Bräutigam geht von vorne aus los, geht der Braut und dem Vater im Mittelgang entgegen und holt die Braut „auf halbem Weg“ ab. Sie gehen gemeinsam zum Altar. Der Liturg geht entweder den Weg des Bräutigams mit und führt dann das Paar zum Altar - oder er kommt erst zur Eröffnung von seinem seitlichen Sitzplatz im Chorraum aus zum Altar.

Wesentlicher Gesichtspunkt der Varianten ist es, zu vermeiden, dass nur die Braut und der Vater das Zurücklegen eines Weges im Ritual symbolisch nachvollziehen und dass die Braut von einer Hand in die andere übergeben wird während der Bräutigam passiv auf sie wartet.

Die alternativen Inszenierungen sollen nachvollziehen lassen, dass auch der Mann einen Weg zurücklegt, dass er auf die Frau zugeht und beide zusammen einen neuen gemeinsamen Weg zu gehen beginnen. Die symbolisch nachvollzogene, heute meist zeitlich zurückliegende Lösung aus den Ursprungsfamilien könnte für beide Partner dadurch deutlich gemacht werden, dass auch der Mann begleitet wird (von seiner Mutter).

Ein für die Gestaltung wesentlicher Punkt ist die Übergabe selbst: Das herkömmliche Muster sieht vor, dass der Vater die Hand der Braut in die des Bräutigams hineinlegt. Eine den modernen Geschlechterrollen angepasste Variante wäre: Die Braut löst sich unter Blickkontakt (Verabschiedung) vom Vater und wendet sich selbstständig ihrem Mann zu – beide schauen sich an und legen ihre Hände ineinander, bevor sie zusammen weitergehen.

Die Handlung würde insgesamt einen anderen Aussageschwerpunkt erhalten: Nicht Übergabe eines Besitzes von einer Herrschaft in die andere, sondern wie es heute von den meisten Paaren verstanden wird: Ein im Ritual lebendig und spielerisch nachvollzogener Beziehungswechsel selbständiger Personen.

Überlegungen wie diese machen es möglich, das Anliegen der Paare aufzunehmen und „kritisch“ im biblischen Sinn so fortzuführen, dass es zu einer dialogischen Form der „Co-Inszenierung“ kommt. Die Variation des Rituals wird nicht „verfügt“, sondern kommunikativ entwickelt.

In jedem Fall sind zwei Dinge klar: Wird versucht, das Ritual aus ideologischen Gründen auszureden, entsteht

erstens die absurde Situation, dass der Pfarrer in der Art und Weise, wie er vorgeht, als Vertreter dessen erscheint, was er abzulehnen vorgibt: Ein gottesdienstliche Inszenierung der Trauung mit patriarchalen Ordnungsmustern (siehe Fischer 2004, 351). Zudem setzt dieses Spiel mit Varianten zweitens voraus, dass an der Liturgie der Trauung gemeinsam gearbeitet wird – unsere Erfahrung ist, dass bei dieser kommunikativen Grundhaltung eine hohe Bereitschaft besteht, sich auf neues oder anderes, biblisch begründetes, einzulassen.

V. Was bleibt, ist das Staunen ...

Sollen wir als Kirche uns wirklich auf den Markt begeben und einen Stand auf Hochzeitsmessen anbieten? Wer das einmal gemacht hat, versteht, was heute Herausforderung und Chance ist: Die Paare, so die Erfahrung, lassen sich gern ansprechen, zeigen sich interessiert und offen – ganz anders, als es die Zahlen der Trauquote signalisieren – sicherlich auch, weil sie Kirche hier erleben als eine, die auf sie zukommt, ihnen entgegen kommt.

Literatur

Fechtner, Kristian: Kirche von Fall zu Fall, Gütersloh 2003

Fischer, Konrad: Brautübergabe. Ein Deutungsversuch, in: PTh 93 (2004), 334-351

Friedrichs, Lutz: Kasualpraxis in der Spätmoderne, Leipzig 2008

Niebergall, Friedrich: Artikel Kasualien, in: RGG Bd. 3, 1912

[Zurück zur Übersicht](#)

